

Aquitanien 1999

Lothringen, Chartres, Loire, Côte d'Argent, Béarn, Lourdes

Gleich hinter der Grenze, die jetzt keine mehr ist, fahren wir auf die N 3 in Richtung Metz und sind in Lothringen. Wir hatten eine düstere Industrielandschaft erwartet. Was wir sehen, ist ein weites Land unter einem blassen Spätsommerhimmel, das uns wie eine irdische Dünung aus Ockertönen mit grünen Schaumkronen drauf entgegenwogt. Am Fuss der Höhen, die Namen tragen wie *Toter Mann* oder *Cote 304*, ahnen wir die Gespenster pickelhaubiger Großväter.

Kurz vor *Metz* will man uns unbedingt auf die Autobahn nach Verdun locken. Wir wollen aber auf die Nationalstrasse. Also irren wir durch eine öde Industriezone, landen nach etlichen Wendemanövern in den engen Gassen der Metzger Altstadt, umrunden im Schrittempo, es ist zum Glück Sonntag Mittag, etliche imposante Gebäude, darunter wohl auch die Kathedrale, die die höchste Frankreichs sein soll, was uns ziemlich egal ist, denn wir wollen nur aus diesem Gassengewirr raus. Der Schweiss läuft in Strömen. Als wir zum dritten mal an der Auffahrt zur Autobahn nach Verdun stehen, resignieren wir und fahren los. Nach ein paar Kilometern das Schild *VERDUN PAR RN*. Jetzt fällt es uns wieder ein, um die größeren Städte herum dienen die Autobahnen als Umgehungsstraßen und sind gebührenfrei. Zufrieden rollen wir über die wiedergefundene N 3 in die grünen Hügel, die Metz umgeben, halten auf einem vergammelten Parkplatz, wo man laut Reiseführer einen herrlichen Blick auf Stadt und Kathedrale haben soll. Wir gehen ein paar Schritte zwischen Mülltüten und Scheisshaufen hin und her, lassen den Schweiss trocknen und einen melancholischen Blick ins Tal schweifen...

In dem kleinen Ort *Jarny* legen wir eine Pause ein und flüchten vor der mittäglichen Hitze unter den Sonnenschirm eines leeren Straßencafés. Die Preise haben sich im Vergleich zum Vorjahr nicht verändert: ein kleines Bier und einen Café-Crème gibt es immer noch für 25 FF. Je mehr wir uns Verdun nähern, desto mehr schmucke Soldatenfriedhöfe sehen wir auf beiden Seiten der Straße. Tadellos gepflegte Alleen aus weißen oder schwarzen Holzkreuzen. Eintönig demokratisch. Jeder hat die gleiche Menge Erde im Mund.

Hinter Verdun geraten wir in eine Kolonne rollender Wohnklos. Bis *Ste.Menehould* ist an Überholen nicht zu denken. Schließlich biegen wir auf die N 77 ab und fahren über *Châlons-en-Champagne* unserem heutigen Ziel entgegen: *Arcis-sur-Aube*. Hier ist ein Campingplatz, *Camping de L'Île*, in unserer Karte verzeichnet, den wir problemlos finden. Der Betreiber nuschelt stolz etwas in seinen grauen Zauselbart, was bei gutem Willen als gebrochenes Deutsch durchgehen kann. Wir zahlen 52 Francs für die Übernachtung und 20 Francs (!) für zwei Duschmarken. In 17 Minuten bauen wir das Iglu auf, während es bereits anfängt zu grummeln; die Luft ist schweißtreibend, und nach dem ersten Glas Entspannungswein bricht das Gewitter mit heftigem Regen los. Wir sind zu hungrig, um das Ende des Regens abzuwarten, setzen uns ins Auto und verzehren unser Abendessen. Ein Verdauungsspaziergang führt uns rund um den Campingplatz, der tatsächlich auf einer kleinen Insel liegt. Wir entdecken ein Wehr und die erste der vielen Brücken, die uns noch entzücken werden.

Am nächsten Morgen machen wir uns auf den Weg in Richtung Chartres. Niesel-

regen, der sich zu Sturzbächen steigert, begleitet uns. Die Champagne ist grau und klein. Gestern war sie weit und voller Licht gewesen. Im Wald von Fontainebleau nimmt der Verkehr beängstigende Formen an. Da wir den Abzweig nach Chartres verpasst haben, wird der Sog der Bannmeile von Paris spürbar. Ein paar Kilometer weiter und wir würden auf dem Pariser Autobahnring landen. Das wollen wir uns nicht antun. Also fahren wir in eine kleine hupplige Seitenstraße und wenden. Nachdem wir den Abzweig nach Chartres gefunden haben, wird es ruhiger auf der Straße. Unter hohen alten Bäumen machen wir Rast in einem Ausflugslokal, wo der Wirt gerade die Tische fürs Mittagessen eindeckt. Wir bekommen trotzdem einen Café und ein freundliches Lächeln.

Ein paar Kilometer vor *Chartres* wächst der spitze Turm der Kathedrale aus der leicht gewellten Ebene. Nicht zu vergleichen mit dem Frankfurter Messeturm, doch immerhin. Wir finden einen Parkplatz am Ufer der Eure, einem sanften, in allen Grüntönen funkelnden Fließchen. Über die Treppen einer verwinkelten Gasse steigen wir zur Kathedrale empor. Es ist wenig Betrieb heute. Nur ein paar französische Schulklassen kommen uns entgegen. Die Sonne ist durchgebrochen. Es ist heiß. Die Kathedrale steht da. Wir umrunden sie einmal. Äußerlich macht das Bauwerk einen eher schlichten Eindruck. Erst im Inneren materialisiert sich die Arbeit der Hände und Gehirne von Generationen von Baumeistern, Glasmalern, Steinmetzen zu einer Ahnung davon, was Göttlich sein könnte. Da bringen die krummen Rücken der Namenlosen, die die Steine herbeischleppten, die Hände, die den Mörtel anrührten, die Augen der Frauen, die den Mörtelschleppern das karge Fressen kochten, und für die sie nachts die Beine breit machten, die Steine zum Leuchten. Was an diesem Ort überwältigt, ist nicht die Anwesenheit Gottes, sondern das Zeugnis der Arbeit vieler Generationen von Menschen, und das in höchster Vollendung. Chartres ist kein Gotteshaus, sondern ein von Menschen geschaffener Raum, durch den ein Hauch Unendlichkeit weht. Nebenbei: die Geschichten, die die Glasfenster erzählen, einstmals zur Belehrung wenn nicht Einschüchterung der meist analphabetischen Gläubigen gedacht, spielen sich in solcher Höhe ab, dass sie mit bloßem Auge kaum zu erkennen sind. Zu sehen ist nur das von Menschen geschaffene, jubelnde Leuchten des *Bleu de Chartres*.

Im Hauptschiff sitzen eine Menge Leute, denen ein in Zivil gekleideter Animater etwas in einer uns unbekanntem Sprache erzählt. Erst denken wir, es findet ein Gottesdienst in einem altfranzösischen Dialekt statt, doch die dezenten Aufpasser mit Plastikkärtchen am Revers und Walkie-Talkie in der Hosentasche hindern uns nicht am Umhergehen, was sie während eines Gottesdienstes getan hätten. Als wir Postkarten kaufen, erfahren wir, daß es Mitglieder eines holländischen Chores sind, die heute einen Betriebsausflug machen und, indem sie der Kathedrale ein Ständchen bringen, uns eine Ahnung von der wunderbaren Akustik dieses Raumes vermitteln. Noch ehe der holländische Chor die Ausgänge verstopfen kann, schlüpfen wir hinaus ins Sonnenlicht und in die nächste Kneipe. Mit göttlichen Preisen und ungehindertem Blick auf ein sicher berühmtes steinernes Portal.

Am frühen Nachmittag bauen wir unser Iglu auf einer Wiese des *Camping Fontaine de Rabelais* in *St. Ay* am Ufer der Loire auf. Eine der zahlreich vorhandenen Aldi-Konserven rettet uns vorm Hungertod. Rotwein trinkend sitzen wir und schauen aufsträge dahinfließende Wasser. Das andere Ufer ist kaum zu erkennen. Der Fluß scheint sehr flach, wahrscheinlich kann man bis zum anderen Ufer durchwaten. Kein Schiffsdiesel stört die Idylle. Das von Rheinmainneckar verdorbene Auge erwartet,

wenn von einem Fluß oder Strom die Rede ist, eine Wasserstraße, auf der etwas Verwertbares passiert, auf der Schiffe Waren oder Menschen transportieren. Und dann die Loire, die ganz unprätentiös einfach da ist, das Land durchfließt, um ins Meer zu münden. Doch ganz ungeschoren kommt auch sie nicht davon; wenn sie sich schon weigert, Waren auf ihren Wassern transportieren zu lassen, so müssen diese doch die Reaktoren etlicher AKWs kühlen...

Morgens ein Sonnenaufgang über dem Fluß. Es ist empfindlich kalt, wird aber nach Auflösung des Morgennebels fast sommerlich heiß. Von St. Ay aus wollen wir an der Loire entlang fahren und uns wenigstens eines der Schlösser aus der Nähe ansehen. Die Durchgangsstraßen liegen weit ab vom Fluß. Die Nebenstrecke führt durch ein paar verschlafene Dörfer, die sich so hinter ihre alten Mauern zurückgezogen haben, daß man sie für unbewohnt halten könnte. Nur die Tatsache, daß uns ab und zu ein anderes Auto begegnet, zerstreut unsere anfänglichen Befürchtungen, unser alter Opel könnte das erste Auto sein, das man hier zu Gesicht bekommt. Hinter endlosen Steinmauern, die ein Gewoge alter Baumwipfel erfassen, hinter schmiedeeisernen Toreinfahrten ahnt man herrschaftliches Gemäuer, dem nicht daran gelegen ist, von Touristenmassen begafft zu werden.

Auf einer gar nicht schönen Stahlbrücke überqueren wir die Loire und gelangen bald in ein parkähnliches Waldgebiet, das zum Schloßpark von Chambord gehört. Auf einem der beiden mehrere Fußballfelder großen Parkplätze stehen heute nicht mehr als 20 Autos. *CHAMBORD*: das Loire-Schloß an sich. Der erste Eindruck: Pappmachékulisse für einen Hollywood-Schinken. Doch die Steine sind echt. Irgend ein französischer Ludwig oder Franz ließ es sich bauen, um dort einmal im Jahr eine zünftige Fete zu feiern. Eine Marmortreppe soll es geben, wo die, die hochgingen, denen, die runterkamen, nicht begegnen mußten. Pikant. Und bei 400 Zimmern vielleicht auch nicht unangebracht. Seit der Revolution sind die Zimmer übrigens nicht mehr möbliert! Besagter Ludwig oder Franz schenkte das Anwesen dann einem Marschall von Sachsen, einem August natürlich, nachdem dieser eine Schlacht für ihn gewonnen hatte. Die Nachkommen der edlen Rösser aus dem Marstall dieses August sind heute noch in einem Teil des Schlosses hochherrschaftlich untergebracht. Aus einem der hohen bleiverglasten Fenster, wert, daß eine Mätresse des Fürstentums herausgeschaut hätte, wiehert uns ein edles Roß entgegen. Wir sind entzückt über diese edlen Pferde, die wir überall auf den Wiesen und Wegen, die das Schloß umgeben, antreffen. Mit bunten Bändern geschmückt tänzeln sie einen nervösen Trab oder kommen in gelöstem Galopp fotogerecht auf uns zugesprescht. Die hübschen jungen Damen und Herren im Sattel lächeln unentwegt in die Kameras und versuchen uns zum Reitplatz zu locken, wo in einer halben Stunde eine Vorführung der hohen spanischen Schule stattfindet.

Auf dem Rückweg fahren wir über *Blois*. Wandern durch die steilen Gässchen der mittelalterlichen Altstadt, die mit ockerfarbenen, gefährlich glatten Katzenkopfsteinen gepflastert sind. Die Kathedrale ist scheußlich. Schön sind die Portale und Innenhöfe der kleinen Palais, wo die mittleren Verwaltungsbeamten der Herrscher wohnten, deren Schloß auf einem Hügel am anderen Ende der Stadt thront und wo sich laut Reiseführer ungemein Historisches abgespielt hat. Unter anderem hauste dort Franz der Erste mit seiner Katharina von Medici. Wir sparen uns einen Besuch. Verweilen erschöpft auf der Terrasse eines Bistros und kämpfen uns schließlich zurück auf die Nationalstraße Richtung Orléans, die durch das „*Loire-Tal*“ führt, das hier eher eine breite Ebene ist, wo sich Industriezonen und Gewerbegebiete, Supermärkte, Tank-

stellen und Gebrauchtwagenhändler bis zum Horizont zu einem malerischen Ensemble vereinen, dessen Idylle nur auf der Höhe von Chambord bei St. Laurent-les-Eaux durch die zauberhaften Kühltürme eines AKWs ein wenig gestört wird. Von der Loire keine Spur. Die sehen wir erst wieder in *Beaugency*, das sehr schön am Fluß gelegen ist und in dessen mittäglich verschlafenen, mittelalterlichen Gässchen kleine Gruppen tödlich gelangweilter Schulkids herumlungern. In einem baufälligen Häuschen in einer Seitengasse sind zu einer Tageszeit, da ganz Frankreich zu Tisch sitzt ein paar Bauarbeiter kräftig am Hämmern. Auf der Terrasse der Brasserie Le Coq d'or sitzen Madame und Monsieur Dupont und speisen. Wir trinken Mineralwasser und Bier und warten darauf, dass um 15 Uhr der Intermarché öffnet. Supermarkt statt Kathedrale heute. Wir schleppen Steaks und massenhaft Käse zum Iglu. Die Steaks sind zäh, der Käse erfüllt alle Erwartungen!

Nach einem Sonnenaufgang total über der Loire reisen wir am nächsten Morgen weiter und lesen zu unserer großen Erheiterung auf dem Abrechnungszettel, auf den Madame an der Rezeption einige Daten aus RR's Personalausweis abgeschrieben hatte, unter der Rubrik Adresse: "*graugruen - Deutsch*"...

Wir rollen gemächlich über die Departementstraßen der Touraine. Hier ist La France wieder douce und in jedem Örtchen mindestens ein Restaurant, auf dessen Schild am Straßenrand drei Sterne prangen. Der Geist Siebecks schwebt über den Wipfeln.

In *Loches* lassen wir uns im Schatten einer Eckkneipe nieder. Es ist Mittagszeit und ziemlich heiß. Einige Schulkinder lümmeln in der kühlen Nähe eines Brunnens. Touristen fotografieren das wunderschön restaurierte Rathaus. Ein paar ältere Herren mit riesigen Baskenmützen auf den blaurot geäderten Nasen bahnen sich, dezent schwankend, ihren Weg aus der dämmrigen Kühle des Bistros ins helle Mittagslicht der Gasse. Heim zu Muttern. Das Mittagessen wartet. Da wir die Kamera im Auto vergessen haben, gehen wir Postkarten kaufen: Das Rathaus ist leider nicht zu haben, dafür irgendein mächtiger Karl auf dem noch mächtigeren Schloß und die schöne Agnes Sorel mit nackter Tüte, die auf diesem Schloß gestorben wurde. Der kleine Markt ist appetitanregend. Hätten wir doch einen Kühlschrank dabei. Beim Biobäcker tendiert die Farbe der Brotsorten vom hellen zum dunkleren Grau. Eine Aura revolutionären Trotzes weht um die Stände dieser Graubrotbäcker, der Sansculotten der französischen Bäckerinnung. Als wir schon wieder über die Landstraße rollen, lesen wir, *das Alabastergrabmal mit der vollplastischen Liegefigur der schönen Agnes Sorel ist in einem der Türme zu besichtigen...* Schade. Ein andermal!

Da unsere geplante Bleibe für die Nacht noch etliche Kilometer entfernt ist, gönnen wir uns nur eine kleine Rast. Direkt neben dem Dorffriedhof am Rande einer einsamen Landstraße in der *Charente* stopfen wir uns etwas Eßbares rein und bemerken dieses kuriose Verkehrsschild: auf weißem Grund ein erhobener Tramperdaumen mit einem kleinen Zusatzschild, daß Auto-Stop hier erlaubt ist... Wahrscheinlich das einzige Schild dieser Art in ganz Frankreich und Europa - und wir Deppen vergessen, es abzuschrauben...

Über *Poitiers* und *Saintes* erreichen wir *Royan*. Vor uns muss die Gironde-Mündung liegen und die Anlegestelle der Fähre nach Verdon. Wir müssen nur hinfinden. Solange die Richtung eindeutig ist, ist es die Beschilderung auch. Bieten sich die Alternativen rechts, links, geradeaus oder zurück an, fehlt, wie in nordhessischen Wäldern, wundersamerweise jeglicher Hinweis. Da wir inzwischen in einem völlig

verlassenen Villenviertel sind, fragen wir den einzigen Menschen weit und breit - einen zahnlosen älteren Herrn mit Baskenmütze - nach *LE BAC* (die Fähre). Er versteht *LE PARQUE* und deutet in eine Richtung, in die wir bestimmt nicht wollen. Wir brüllen uns noch einigemal *LE BAC?? LE PARQUE!!* ins Gesicht und fahren schließlich entnervt, nachdem wir uns freundlich für seine Auskunft bedankt haben, weiter - in die Richtung, die wir für die richtige halten. Und - nach ein paar hundert Metern wird der Himmel weit, vor uns liegen die breite Girondemündung und der Atlantik. Die nächste Fähre geht erst in einer Stunde, also überlassen wir uns ganz der Weite des Horizonts und der Heiterkeit dieses Spätsommertages. Aus der Schlange der auf die Abfahrt der Fähre wartenden Autos heraus beobachten wir das fröhliche Badeleben an den Ufern des Flusses, die sich wie ein Trichter zum Ozean hin öffnen.

Am späten Nachmittag erreichen wir unser heutiges Ziel, den *Camping Municipal Le Gulp*. Hinter einer Düne unter hohen Pinien schlagen wir das Iglu auf. Nach dem Essen stapfen wir ein paar Schritte durch den Dünensand und schauen der Sonne zu, wie sie im Meer versinkt. Nach der Besichtigung der Sanitäreinrichtungen sitzen wir noch bei einem Vin de Pays aus dem Intermarché unter einem samtigen Himmel, an dem faustgroße Sterne wackeln, die in Gestalt ebenso großer Pinienzapfen dann und wann aufs Autodach krachen.

Morgens nach dem Frühstück machen wir einen langen Strandspaziergang. Der Ozean ist sommerlich ruhig, der Himmel blaßblau mit kleinen Federwölkchen. In diesen zwei Stunden begegnen wir nur ein paar Nackten. Die Saison ist vorüber. Der Rettungsposten macht übermorgen dicht. Im Supermarkt räumt man die Regale aus. Wir trösten uns mit einem Pastis auf der Terrasse des danebenliegenden Restaurants.

Nachdem wir einen Happen gegessen haben, machen wir einen Rundgang über den Platz. In dem lichten, nach Harz duftenden Pinienwald, wo sich vor drei Wochen noch 5000 (!) Leute drängten, zählen wir maximal 30 Zelte oder Wohnklos. In unserer unmittelbaren Nachbarschaft eine Wagenburg aus Wanne-Eickel. Die Frauen kochen, die Männer trinken Bier. Daneben eine französische Wagenburg. Die Frauen kochen, die Männer polieren die Familienautos und packen sie anschließend in sandabweisende Schutzplanen oder sie basteln an der Satellitenschüssel. Die Wände der Sanitäreinrichtungen sind mit Graffiti in allen europäischen Sprachen bedeckt. Ganz gegen unsere Gewohnheit benutzen wir jedes mal ein anderes Kabinett, um zu sehen, ob sich unsere Töchter letztes Jahr auch irgendwo verewigt haben, denn in der Hochsaison ist Le Gulp ein Vorort Frankfurts. Nur in der Behindertendusche, die halb so groß ist wie unser Wohnzimmer, sind die Wände clean. Hier können wir uns unbehindert ausbreiten.

Wir haben heute unseren kirchenfreien Tag. Dafür schauen wir die Atlantikwall-Bunker an. Alle paar Kilometer, die ganzen 230 km Küste entlang, steht so eine Ansammlung von Betonklötzen, die allen Sprengversuchen getrotzt hat. Mittlerweile zu architektonischen Kuriositäten geworden, von bunten Graffiti bedeckt, ängstigen sie nicht mehr, hinterlassen nur noch ein Gefühl der Befriedigung darüber, daß sie schon zur Hälfte versunken sind. Der Ozean wird sie in nochmal tausend Jahren zu Sand zermahlen haben.

Nachdem wir morgens um Sieben von der Müllabfuhr geweckt wurden, die sich auch

hier wie in Frankfurt am Main in der noch nicht offiziell anerkannten olympischen Disziplin des Mülltonnenweitwurfs übt, fahren wir nach *Soulac-sur-Mer*, einem kleinen Badeort, wo im 11. Jahrhundert die Jakobspilger Station auf dem Weg nach Santiago de Compostela machten. Da darf eine Kirche nicht fehlen. Direkt am Ortseingang steht sie, *Notre Dame de la Fin des Terres*. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war sie von den Sandmassen der Wanderdünen fast völlig bedeckt gewesen, konnte aber ausgegraben und restauriert werden. Heute zählt sie zum Weltkulturerbe der UNESCO. Im Inneren ist es angenehm kühl. Eine bunt bemalte hölzerne Madonna aus dem 12. Jahrhundert hält ein Jesuskind mit gläsernen Puppenaugen auf dem Arm. Die Fenster stammen aus diesem Jahrhundert und erzählen die Lebensgeschichte der Heiligen Veronika und warum Daniel in der Löwengrube hauste, was uns ziemlich egal ist. Draußen sind es inzwischen 30 Grad. Durch den spärlichen Schatten der kleinen Fußgängerzone, mit der üblichen Anhäufung von Pepp und Nepp, schleichen wir zur Strandpromenade, wo der Ozean zum bloßen folkloristischen Hintergrund verkommen ist. Wir trinken etwas und schleichen zurück zum Auto.

Auf dem Rückweg rechterhand die knochentrockenen Pinienwälder. Nicht ausdenken, was hier los ist, wenn es mal brennt. Vorsorglich hat man in regelmäßigen Abständen breite Schneisen angelegt, die der Feuerwehr als Zufahrtsweg dienen. Auf dem Campingplatz liegen außerdem überall Feuerpatschen rum. Linkerhand geht es zu den großen Lagen der Bordeaux-Weine. Da unsere Weinkenntnisse nur geringfügig über Maitre Philippe hinausgehen, bleiben wir beim Lesen der Ortsnamen relativ gelassen.

Am nächsten Morgen fahren wir weiter in Richtung Süden. Die kleinen Departementsstraßen führen durch endlose Kiefernwälder, dann wieder durch Heidelandschaften mit Erika und niedrigem Buschwerk. Am Etang d'Hourtin, dem größten der Binnenseen, ist es ruhig und fast menschenleer. Bei Conti-Plage schauen wir einen Zeltplatz an. Doch der erinnert eher an ein Internierungslager. Fehlen nur die Wachtürme. Acht Kilometer weiter bei *Cap-de-l'Homy-Plage* finden wir den *Camping Municipal*, und der ist genau das, was wir suchen. Hier werden wir bleiben.

Morgens ist der Himmel bedeckt bei 23°, es ist etwas drückend, kein Windhauch weht ums Zelt. Für ein paar Sekunden tröpfelt es vom Himmel. Wir schnappen unsere Schirme und stapfen über die Düne zum Strand. Da wir die Schirme dabei haben, kommt die Sonne hervor, und es wird tierisch heiß. Wir stapfen über die Düne zurück zum Iglu. Dort haben wir mittags im Schatten der Pinien 29°. Wir rühren uns nicht vom Fleck und schauen den jungen Leuten zu, die mit bunten Kunststoffbrettern unterm Arm grüppchenweise über die Düne zum Wellenreiten ziehen.

Nachdem die Temperatur erträglich geworden ist, machen wir uns wieder auf zum Strand. Der ist sonntäglich bevölkert. Oben beim Rettungsposten sehen wir ein Polizeiauto mit ausgeschaltetem Blaulicht stehen. Unten ein Geländewagen der *S.A.M.U.* (Notarzt). Ein paar Flics stehen herum. Ein junger Mann liegt leblos im Sand. Die Helfer bearbeiten seinen Brustkorb mit einer Saugglocke, pumpen in einem verzweifelt schnellen Atemrhythmus, um Leben in dieses tote Stück Fleisch zurückzuholen. Der Rettungshubschrauber landet. Gerät wird ausgeladen. Drähte werden angeschlossen. Schläuche. Aufgeregte Routine. Nach über einer Stunde wird der Körper, in eine silbrige Überlebensfolie gehüllt, mit dem Hubschrauber abtransportiert. Der erhobene Zeigefinger des Todes paßt so gar nicht in die

Heiterkeit dieses Nachmittags. Wir beschließen ganz im Geheimen: mehr als einen Bruchteil unseres großen Zehs kriegt dieser Ozean von uns nicht zu packen.

Eine ältere Holländerin erzählt, seitdem sie hier Urlaub macht, und das immerhin seit 25 Jahren, ertrinkt jedes Jahr jemand. Und fügt gleich noch hinzu, daß letzte Nacht ein holländischer Nachbar auf dem Platz mit einer "Attaque", wir tippen auf Schlaganfall, in die Klinik von Dax gebracht werden mußte. Da bleibt uns nur, unsere noch atmenden Kadaver über die albtraumhafte Heiterkeit der Düne zum Iglu zurückzuschleppen, wo wir uns mit viel Rotwein auf die Blaulichträume der kommenden Nacht vorbereiten, die nachhaltig von einem ozeanischen Gewitter gestört werden, das sehr laut und sehr real blaulichtig ist. Nachdem wir den Rest der Nacht aufrecht sitzend unterm Iglu-Dach verbracht und wohl auch ein wenig geschlafen haben, erwachen wir am nächsten Morgen ganz lebendig.

Der Morgen ist kühl. Nach dem Frühstück, während RR sich stylt, beginne ich mit der Spatzendressur. Ich werfe eine Handvoll Gummibaguettekrümel vom Vortag in den Wind, und das aufgeregte Hüpfen, Flattern und Picken geht los. Erwartungsvoll glänzende Knopfüglein blicken mich an. Die Mutproben, um an einen Krümel zu gelangen, der 50 cm von meinem Fuß entfernt liegt, nehmen skurrile Formen an. Einer verpaßt nur um ein paar Millimeter das Ziel. Während er, oder sie natürlich, ist bei Spatzen nicht so leicht zu erkennen, frustriert zurückhüpft, landet einer der mutigen Platzhirsche punktgenau seinen Schnabel auf dem Krümel, um ihn in sicherer Entfernung durch die Kehle rutschen zu lassen. Ich stelle mir vor, die Spatzendamen himmeln ihn an. Ich bin inzwischen versteinert, gestatte nur meinen Augen, sich zu bewegen. Ein in diesem quirligen Spatzenkindergarten behäbig wirkendes Exemplar fällt mir auf. Plüschig, mit wunderschön gefärbten Halsfedern, hüpfert es, eher uninteressiert, am äußersten Kreis der Freßmeute herum, wird sichtlich respektiert, aber nicht mehr für ganz voll genommen. Wenn alles abgeerntet ist und die Meute wieder auf den Pinienzweigen hockt, hüpfert dieses wahrscheinlich blinde Spatzenkolibri zwischen meinen Füßen rum und pickt die Spätzle in seinen Schlund. Ich nenne ihn Opa. Spatzenhippyopa... Ehe ich mich an unserer eisernen Knäckebrotation, von französischen Spatzen hochgeschätzt, vergreifen kann, beginnt es zu regnen.

Es schüttet wie aus Kübeln, und wir beschließen, eine Runde durch die *Landes* zu machen. Pinienwälder. Heide. Erika. In der tropfnassen Version. Ohne die Pinien würden wir uns manchmal in der Lüneburger Heide wähen. In verschnarchten Ortschaften rütteln wir an Kirchtüren. Alle zu. Auch wenn wir verspätete Jacobspilger sind, wollen wir doch nicht immer den Pfaffen oder die Sekretärin des Bürgermeisters aus dem Bett jagen, um an die Schlüssel zu kommen. Also muss manches Kirchlein auf unseren Besuch verzichten. Den Kopf einziehend, um nicht an den Himmel zu stoßen, gelangen wir in das Örtchen *Lévignacq* (acq wie aqua !). Von den 342 Einwohnern ist keiner zu sehen. Doch die Kirche ist offen. 14. Jahrhundert. Während der Revolution zerstört. Bemalte Holzdecke aus dem 18. Jahrhundert. Ölschinken an den Wänden, wo die Protagonisten in Verzückung die Augen himmelwärts drehen. Üppig vergoldeter Altar. Eine hübsche Maria im Seitenschiff. All das registrieren wir im Halbdunkel. Dann macht es plötzlich KLACK und die Kronleuchter gehen an. Dieses Kästchen neben dem Haupteingang hatten wir auch bemerkt. *Pour L'Eclairage de l'église 10 FF svp*. Um etwas sehen zu können, was man lieber nicht so genau sehen will, muß man 10 Francs in einen Automaten schmeißen, damit die Kronleuchter angehen... Ein pensionierter französischer

Oberstudienrat mit Gattin hatte das getan, und uns bleibt nichts anderes übrig, als vor dieser nun gnadenlos ausgeleuchteten, schäbigen Herrlichkeit wieder unter den grauen aquitanischen Himmel zu flüchten, wo unser Opel vor sich hin rostet. Vorher schreiben wir noch einen Spruch auf, der - was wir ohne das Licht der Kronleuchter übersehen hätten - ein verstaubtes Fresco über dem Ausgang zielt:

<i>Le temps fuit</i>	<i>Die Zeit vergeht</i>
<i>La conscience crie</i>	<i>Das Gewissen schreit</i>
<i>La mort menace</i>	<i>Der Tod droht</i>
<i>Le ciel sourit</i>	<i>Der Himmel lächelt</i>
<i>L'enfer gronde</i>	<i>Die Hölle grollt</i>
<i>Et l'homme dort</i>	<i>Und der Mensch schläft</i>

Neben der Kirche ein WC - Maria sei Dank! Davor eine Gipsmadonna, wie sie auch in den Nachbarorten rumsteht. Mit blau bemaltem Rosenkranz überm Hüftschwung. Das Original sehen wir dann in Lourdes.

Auf dem Platz angekommen, können wir noch die im Intermarché gekauften Würstchen braten. Dann beginnt es zu regnen, und wir müssen unser Mahl im Auto verzehren. Während einer längeren Trockenphase mache ich noch einen Spaziergang auf die Düne, um am westlichen Horizont nach Anzeichen für das Wetter der nächsten halben Stunde zu suchen. Es sieht nicht gut aus. Während ich auf dem Dünenkamm rumkletterte, um nach dem Wetter zu schauen, kämpfte RR unten mit ihm. Ich war kaum eine halbe Minute weg, als eine Sturmbö das Vorzelt umriß. Bis ich von meinem Erkundungsgang zurück bin, war sie voll damit beschäftigt gewesen, unser Heim gegen einen wüsten Sturm zu sichern, von dem ich auf den Dünen kaum etwas mitgekriegt hatte. Als wir das Iglu am Auto festgebunden haben, hört der Sturm auf, um zwei Stunden später erneut einzusetzen. Wir sitzen im Auto, es regnet nicht, und es ist warm. Unser Iglu wird arg gebeutelt. Liegt fast flach am Boden, doch es richtet sich immer wieder auf. Wie ein Stehaufmännchen. Während wir im Cockpit sitzen, Rotwein trinken, Mundharmonika spielen oder La Paloma frei nach Rosita Serrano singen, tobt um uns herum ein Sturm wie im Windkanal. Solange das Auto nicht wegfliegt, kann auch das flachgepustete Iglu nicht weg. Gegen halb Zwölf trauen wir uns dann in unsere Behausung und sind fünf Minuten später eingeschlafen. Störend empfinden wir nur, dass manchmal die Seitenwände des Iglus horizontal auf uns liegen und an der Nase kitzeln.

Heute morgen reiste unser Gegenüber, ein Niederländer, ab. Offensichtlich schwuler Endvierziger, der sich dann und wann graziös in seiner Hängematte räkelte, die er zwischen zwei Pinien neben seinem Zelt gespannt hatte. Er trug stets eine Badehose aus beigem Satin. Wenn es kühler wurde, einen beigen Shorts drüber und wenn es kalt war, ein beiges T-Shirt dazu. Pünktlich um 21.00 Uhr verschwand er in seinem Zelt. Jeden Tag wusch er irgendwas aus, was dann akkurat auf der Leine hing. Er verspeiste mit gepflegten Tischmanieren sein auf einem Mini-Camping-Kocher zubereitetes Essen an einem kleinen Campingtisch. Den gestrigen Regentag verbrachte er im Zelt, einem Iglu mit geräumigem Vorraum, in dem man bequem sitzen konnte. Wir wissen nicht, wie viel Zeit er für den Aufbau des Zeltes verwandt hatte, der Sturm hatte ihm auf jeden Fall nichts anhaben können. Heute öffnete er die Motorhaube seines Autos und entfernte mit einem Pinsel jedes Sandkörnchen. Er brauchte ca. 2,5 Stunden, bis er das Zelt abgebaut und verstaub hatte. Jedes Fleckchen versuchte er mit einem Läppchen, auf das er eine Flüssigkeit getropft

hatte, sorgfältig zu entfernen. Alles wurde geputzt und Kante auf Kante gefaltet. Er konnte auch lächeln, wenn er uns auf dem Gang zum Sanitaire freundlich zunickte. Ein herrliches Exemplar von Analcharakter.

Wir wandern am Strand entlang. Meer, Himmel und Sand verändern unablässig die Farben. Über der Brandungsgischt, die der Sturm hochpeitscht, winzige Regenbogen. Und dann glauben wir, unseren Augen nicht mehr trauen zu können: In einer durchsichtigen Brandungswelle tummelt sich vergnügt ein riesiger Fisch-Schwarm. Wir halten die Luft an: Jetzt muß die Welle sie an den Strand werfen, doch die Fische tauchen elegant ab und in der nächsten Welle wieder auf... Wir wandern noch eine Stunde durch den feinen, nassen Sand unter dahinjagenden Wolken neben einer tobenden Brandung, in die sich heute nur die abgebrühtesten Selbstmord-Kandidaten auf ihren bunten Brettchen wagen.

Nachmittags beginnt es zu nieseln. Stühle rein. Stühle raus. Dann regnet es immer stärker. Ein junges Paar aus Zwickau nimmt den Platz des abgereisten Holländers ein. Selbstverständlich mit buntem Brett auf dem Autodach. Sie tun das, was wir auch getan hätten: In Regenkuten wandern sie über die Düne, dem Rauschen des Meeres entgegen. Leider regnet es immer noch als sie zurückkommen; in Decken eingewickelt sitzen sie im Auto. Und schließlich bauen sie wild entschlossen im Regen ihr Zelt auf.

Heute gibt es nur Hühnersuppe aus der Dose. Um 22.00 Uhr liegen wir auf unseren bequemen Matratzen und sind schon eingeschlafen, während wir noch versuchen, die Bilder in unseren Köpfen zur Ruhe zu bringen.

Nach 10 Stunden Schlaf wandern wir ausgeruht unter einem azurblauen Himmel am Strand entlang, umgeben von Möven und Strandläufern. Zur Siesta liegen wir eine Stunde am Strand, vor uns der tiefblaue Ozean. Die Gischt leuchtet in allen Farben des Regenbogens. Dieser Ozean macht süchtig. Beim Abendspaziergang fassen wir uns ein Herz und fragen einen der mit ungeheuer professioneller Miene hinter zwei riesigen Angelruten herumstehenden Angler, was denn das für merkwürdige Fische seien. Der Mensch ist entzückt, daß wir uns für französische Fische interessieren und nennt uns den Namen, den wir im Wörterbuch nicht finden. Anyway, es sind Fische, etwa von der Größe einer ausgewachsenen Makrele, die sowohl im offenen Meer als auch in besonderem Maße im Brackwasser der Hafenbecken leben, und die machmal Lust bekommen, sich von den Brandungswellen wiegen zu lassen. Je höher die Wellen desto größer die Schwärme. Die stehen heute wirklich über hunderte von Metern im durchsichtigen Grün der Wogen.

Uns war schon seit Tagen aufgefallen, daß keiner der hochprofessionell ausgerüsteten Angler auch nur die Andeutung eines Behälters rumstehen hatte, in dem er einen gefangenen Fisch bis zur Bratpfanne hätte parken können. Des Rätsels Lösung: man fing nie einen Fisch. Und man wußte wohl auch, daß man nie einen fangen würde. Die Angelrute diente lediglich zur Legitimation dafür, daß man nicht, faul auf einer Decke liegend, auf den Ozean blickte, sondern diesem, männlich aufrecht, jedem Wetter trotzend, für die Dauer eines Vor- oder Nachmittags Auge in Auge gegenüberstehen konnte. Heute allerdings lassen sich zwei junge Männer vom Jagdtrieb überwältigen. Sie rollen ein ca. fünf Meter langes Netz aus und waten vorsichtig in die Brandung hinaus. Dirigiert von ihren aufgeregten am Strand hin und her laufenden Frauen versuchen sie, dem Fischschwarm in den Rücken zu fallen.

Vom Ufer aus meint man, daß Netz müsse gleich von Fischen wimmeln, doch das tut es nicht, die geschuppten Leiber tauchen fröhlich über und unter den Maschen hindurch. Schließlich versucht man das Jagdglück zu zwingen, indem man den Fischschwarm - nicht gerade vornehm - mit Steinen beschmeißt...

Am nächsten Morgen wollen wir einkaufen fahren. Seit Montag haben wir das Auto nicht bewegt, die Räder versinken im Sand. Wir versuchen, es auf festen Grund zu schieben und fahren los, doch es macht seltsame Geräusche. Wir halten sofort wieder an. Der Zwickauer kommt gelaufen: "Ihr linkes Hinterrad blockiert!" Von der Telefonzelle aus rufen wir den ADAC in Lyon an. Malen uns schon aus, dass wir das Auto leerräumen müssen - und dann noch evtl. im Regen... Zwanzig Minuten später kommt ein Mechaniker von Renault - mit einem Abschleppwagen. Er läßt seinen Motor gleich laufen. Setzt sich in unser Auto, fährt mit Gewalt rückwärts und vorwärts - das Auto rollt wieder. Durch Regen, Sand und Salzlufte waren die Bremscheiben oxydiert. Das kommt zwar sehr selten vor, kann aber passieren.

Unser Adrenalin-Pegel sinkt langsam wieder, und wir fahren am inzwischen Mittagsruhe haltenden Intermarché vorbei nach *Lit-et-Mixe*. Je kleiner der Ort, desto größer die Kirche (wir befinden uns ja immer noch auf einer wichtigen Nebenstrecke des Jakobsweges). Diese hier unterscheidet sich von anderen durch ein schnörkeliges Spitzdach unter dem eine vergoldete Muttergottes steht. Um sie herum ebenfalls vergoldete Engel, die lautlos in lange Posaunen pusten. Das Kircheninnere ist von verstaubter Banalität. Besonders ekelerregend ein dilettantisch gemaltes, teilweise schon verblasstes Fresco über einem schmuddeligen Seitenaltar. Jesus segnet tote und sterbende französische Soldaten auf einem Schlachtfeld des ersten Weltkriegs... Auf dem Platz vor der Kirche ragt ein hohes steinernes Kreuz mit einem daran hängenden Lattenjupp aus Metall in den azurfarbenen Himmel. Die vom Regen verursachten Rostspuren sehen aus wie getrocknetes Blut...

Ein Kriegerdenkmal gibt es auch. In der Rechten schwenkt er den Siegerkranz, die Linke schleift nachlässig den Karabiner hinter sich, unten trägt er Wickelgamaschen, auf dem Kopf einen Blechhelm, die Leibesmitte ziert ein Gürtel mit allerlei kleinem Kriegsgerät daran. Richtig hübsch sieht er aus, unser Krieger.

Mehrere Cafés und Restaurants laden ein. Wir beruhigen unsere Nerven mit einem Pastis. Vor dem Café, in dem wir uns entspannen, steht ein größerer Citroen, der eindeutig den Verkehr behindert. Dieser Meinung sind auch die Flics, die zufällig vorbeifahren und dem Besitzer aus dem langsam fahrenden Streifenwagen heraus mit ein paar scharf geblöckten Worten zu verstehen geben, dass er das Auto dort wegfahren muss. Was nicht so einfach ist, denn der ca. 60-jährige ist offensichtlich volltrunken. Erst als wir hilfsbereit ein Reklameschild vom Rande des Bürgersteigs zur Seite schieben, schafft er es, sein Auto ein paar Meter zurückzusetzen. Was ihn so erschöpft, dass er erstmal ein neues Bier trinken muß.

Nachts Gewitter, Sturm, Regen. Wir wachen kurz auf, klappen das Vorzelt runter und legen unser Schicksal in die Hände der Heiligen Veronika. Morgens regnet es, und es sind nur noch 18°. Und das, obwohl uns der ADAC-Mensch gestern versichert hatte, das Wetter bleibe schön! Fazit: Trau nie der Wetterprognose eines französischen KFZ-Mechanikers. Um die Ehre Frankreichs nicht zu besudeln, wird er auch im heftigsten Schneesturm behaupten, dass man wunderbares Badewetter habe.

Wir fahren nach *Mimizan*. Der alte Ortskern ist zum größten Teil vom Dünensand begraben. Die Ruinen einer Benediktiner-Abtei aus dem 13. Jahrhundert hat man wieder ausgebuddelt. Hätte man auch sein lassen können. Auf der Terrasse eines Plastik-Bistros lernen wir beim Studium der mehrsprachigen hochglanzbunten Speisekarte, daß man keinen *Café au lait* sondern weltmännisch einen *Grand crème* bestellt. Auf dem Markt sehen wir die Fische, die sich so gern von den Brandungswellen wiegen lassen: Gestatten, *Mules du bassin*... Auf dem Rückweg bummeln wir noch ein bißchen durch die Landes. Rütteln in *Mézos* am geschlossenen Portal der kleinen Wehrkirche, gehen über den Dorffriedhof am Rande der verlassenen Landstraße, über der ein tiefer grauer Himmel hängt. Auf dem Grabstein eines 21-jährigen Mädchens der wunderschöne Spruch: *Entre elles les étoiles ne parlent que de toi* (Unter sich sprechen die Sterne nur von Dir).

Auf dem Platz hauen wir uns eine Büchse Bohnen in den Topf. Was heißt "Bohnen"... das hier sind *Flageolets à la farine de blé*, also kleine weiße Bohnen in Mehlpampe. Die kosten bei Aldi 69 Pfennige, was die Büchse Flageolets gekostet hat, verraten wir nicht...

Die schwarzen Wolken, die drohend am Himmel aufgezogen sind, können uns von einem Strandspaziergang nicht abhalten. Der gestern von uns interviewte Hobby-Angler ruft uns ein freudiges Bonjour zu und freut sich, als wir ihm erzählen, dass wir die brandungsgeilen Fische heute auf dem Markt in Mimizan entdeckt haben. Dann wird er ernst und warnt uns vor dem schrecklichen Unwetter, das gleich einsetzen wird. Tatsächlich fängt es an zu regnen - aber gerade als wir uns über die Düne in Sicherheit bringen wollen, ist alles vorbei und wir treiben uns noch eine ganze Stunde lang am Ozean herum. Wir beschließen, weder einen KFZ-Mechaniker noch einen Angler noch sonst einen liebenswerten Franzosen jemals wieder als Wetterpropheten zu akzeptieren.

Nach einer Käseorgie (wir gebens auf, uns die Namen zu merken) gehen wir noch mal kurz auf die Düne. Obwohl der Wind sich gelegt hat, immer noch eine riesige Brandung. Der Abend ist ganz mild. Ein halber Mond am Sternenhimmel. Vom steten Donnern der Brandung ist der Kopf wie leergefegt. Vorm Zubettgehen genießen wir bei einem Glas Wein noch die abendliche Meeresbrise, da bewegt sich ein großes braunes Blatt hinter unserem Stuhl langsam vorwärts. Ein Blatt? Wir greifen zur Taschenlampe - das Blatt entpuppt sich als dicke braune Kröte, die uns aus klugen Äuglein ebenso überrascht anstarrt wie wir sie.

Nach 10 Stunden Schlaf ruft der Ozean, noch ist es kühl, ein Strandspaziergang massiert die Fußsohlen und bringt den Kreislauf in Schwung. In Richtung St. Giron hat sich heute ein Filmteam am Strand ausgebreitet. In ihren geländegängigen Spielzeugautos zeichnen die Hiwis silberne Spuren in den Sand. Dabei versuchen sie cool und sehr sehr gestreift auszusehen. Besonders als wir unter relativer Lebensgefahr, mit dem rechten Fuß schon in der steigenden Flut, ihr mit rotweißen Plastikbändern abgesperrtes Gebiet passieren wollen, in dem ein paar gelangweilte blonde Damen interniert sind, die über die Sandkörner fluchen, die sich auf ihren frisch lackierten Fingernägeln niederlassen. Nachdem wir festgestellt haben, daß es niemanden gibt, den man erkannt haben müßte, lassen wir sie weiter ihren Werbespot drehen und stellen später auf dem Rückweg fest: dies dynamisch gelangweilte Pack hat die Tatsache, daß es hier eine Flut gibt, glatt vergessen: Ein schwerer Kran droht langsam im Treibsand zu versinken, mit viel Geschrei kann er gerade noch

gerettet werden. Auf dem Parkplatz, der um diese Jahreszeit normalerweise ziemlich leer ist, hatten wir auf dem Hinweg mehrere große LKWs und ein riesiges Zelt gesehen und gedacht, daß heute ein Markt stattfindet. Auf dem Rückweg duftet der ganze Platz betörend nach gebratenem und gesottenem Meeresgetier. Der größte LKW ist ein mobiler Küchenwagen, in dem zwei Köche die Pfannen schwenken. Im Zelt läßt sich die beneidenswerte Film-Bagage von mehreren Hiwis köstlich duftende Platten servieren.

Am Rande des Parkplatzes, mit Blick auf den Ozean, sitzt seit ein paar Tagen in einem Rollstuhl eine junge Frau im Bikini. Neben ihr liegt ein großer Hund. Ihr Mann kommt gerade mit einem bunten Brett unterm Arm vom Wellenreiten zurück. Wir erinnern uns, die beiden bereits in Lit-et-Mixe auf der Terrasse eines Restaurants gesehen zu haben, wo sie liebevoll von ihm gefüttert wurde.

Mittags wird es warm. Im Schutz der Düne liegen wir im Sand - allerdings nur 20 Minuten. Vom Land her kommt ein starker Wind auf, der uns im Nu mit Sandkörnchen bedeckt. Nach einer Lese-Siesta im Windschatten des Autos beschließen wir, nach *St. Girons* zu fahren, das im Reiseführer als reizendes Kleinstädtchen beschrieben wird. Mehr als die Werkstatt unseres KFZ-Mechanikers und eine stinkende Papierfabrik am Rande der Dorfstraße können wir nicht entdecken. Wir sind verwirrt und stellen nach einigem Kartenstudium fest, dass der Reiseführer ein ganz anderes *St. Girons* meint, das irgendwo weit entfernt im Landesinneren liegt. Unseren Nachmittags-Grand-Crème trinken wir auf der Rückfahrt in *Léon*. Vor dem Café beobachten wir zwei Gestalten, die aussehen, als wären sie gerade vom Mars gefallen: Männlein und Weiblein, gut in den Vierzigern, in silbrig-glänzende, hautenge Anzüge gezwängt, besteigen dynamisch ihre Mountain-Bikes. Durch unsere Spaziergänge im Taunus sind wir an kuriose Outfits dieser Art gewöhnt - diese hier hätten aber gewonnen... Selbstverständlich besitzt *Léon* eine Kirche, doch außer einem scheußlichen Kriegerdenkmal in derselben bleibt nichts in Erinnerung.

Morgens um 8:00 Uhr ist es mild und feucht unter tiefhängenden Wolken. Zumindest können wir im Sitzen frühstücken ohne daß es von oben in den Tee tröpfelt. Zum Abschied versammeln sich noch mal alle Spatzen des Platzes um unseren Tisch. Nur der buntgefiederte Opa fehlt. Exitus?

Nach einer Runde Boule am Strand, wo der Ozean heute die Sandbänke zu bräunlicher Brühe aufschäumt, ziehen wir uns frische Spaghetti mit Thunfisch rein. Dann steigt über der Düne eine schwarze Wolkenwand auf. Ein Gewitter bricht los mit Regen und heftigem Sturm. Wir binden das Iglu am Auto fest und flüchten ins Cockpit. Von da können wir alles gut überblicken. Offensichtlich befinden wir uns mitten im Windkanal an exponierter Stelle. Da das Auto schwerlich wegfliegen kann und das Iglu brav einen Kotau nach dem anderen macht ohne sich in die Luft zu erheben, können wir relativ gelassen beobachten, was in unserer Nachbarschaft vor sich geht. Da herrscht zum Teil hektische Betriebsamkeit. Iglus werden am Stück zu geschützteren Stellen getragen. Ein Pavillon, den mehrere Leute versuchen abzubauen, wird vom Sturm in seine Einzelteile zerlegt. Auf einem kleinen Hügel, fünfzig Meter von uns entfernt, kämpft ein junger Mann tapfer mit seinem Hausrat, der ihm um die Ohren fliegt. Als wir merken, daß seine Lethargie entsprechend dem Quadrat der Windgeschwindigkeit zunimmt während sein Zelt immer mehr abnimmt, stürze ich durchs Tosen der Elemente hin zu diesem unglücklichen Menschen, um ihn zu

fragen, ob ich ihm helfen kann. Nachdem er kapiert hat, daß ich nicht gekommen bin, um ihn auszurauben, sondern um ihm zu helfen, muß er erstmal überlegen, ob er Hilfe braucht. Ich versuche ihm in der Pause zwischen zwei krachenden Sturmböen klarzumachen, daß er sich doch bitte in sein Scheißauto setzen soll, als ihm kleinlaut einfällt, daß er seinen Autoschlüssel sucht. Meine Hilfe erschöpft sich schließlich in dem Versuch, die Zeltplane so weit anzuheben, daß er reinkriechen kann, um in einem Chaos von dreckigem Geschirr, Surfausrüstung und ungewaschenen Klammotten nach einem Autoschlüssel der BMW-Mittelklasse zu suchen, den er dann in der rechten zweituntersten Tasche seines Wellenreitoutfits findet, was ich aber erst nachdem ich wieder im Cockpit sitze, mitkriege. Der Sturm hat die Überreste seines Zeltes inzwischen dekorativ um den Stamm einer Schirmpinie gewickelt. Als der Sturm etwas abzuflauen scheint, vertrauen wir unser Zelt der Hl. Veronika an und steigen auf die Düne. Die fliegt uns in Form von geballten Ladungen Sand fast um die Ohren. Sturm und Ozean brüllen um die Wette, verbale Verständigung ist kaum möglich, zwischen den Zähnen knirscht feiner Sand. Lange halten wir es nicht aus, die Millionen Sandkörner, die mit ungeheurer Wucht gegen unsere Beine gepeitscht werden, tun bereits weh. Also Abstieg, das Iglu begrüßt uns mit einem artigen, tiefen Knicks. Der Sturm hält an. Wir beschweren das Zelt mit unseren müden Körpern und schaffen es irgendwann einzuschlafen. Ein ungeheures Krachen läßt uns gegen zwei Uhr nachts senkrecht im Bett sitzen - ein Gewitter steht genau über uns. Während wir noch überlegen, ob wir uns ins Auto flüchten sollen, entfernt sich das Unwetter, um aber noch stundenlang mit abnehmender Stärke zwischen Ozean und Land hin und her zu irren. Irgendwann ist uns alles egal, und wir fallen in tiefen Schlaf.

Morgens hat der Sturm etwas nachgelassen, Wolken jagen über unsere Köpfe, barmherzigerweise fällt kein Regen, so dass wir das Zelt im Trocknen abbauen können. Unsere Mannheimer Nachbarin, die gestern Abend angekommen war, schlappt zum Sanitaire. Sie hat die halbe Nacht im Auto zugebracht und erkundigt sich übernächtigt, ob es hier immer so windig ist.

Die Reise geht in Richtung spanische Grenze, vorbei an den Touristenorten Hossegor und Capbreton bis nach *Bayonne*. Dort finden wir ganz in der Nähe der Kathedrale einen Parkplatz, wo nicht abkassiert wird. Die Kathedrale Ste-Marie hat ein paar nette Glasfenster, die Fassade ist teilweise eingerüstet. Ende des 13. Jh. wurde der Bau begonnen, im 16. Jh. fertiggestellt. Laut Reiseführer *verzögerte sich der Bau durch die kriegerischen Ereignisse der Zeit* - mit anderen Worten, die Malocher mussten ihr Leben anderswo lassen als beim Bau der Kirche. An einem Pfeiler im Kreuzgang des dazu gehörigen Klosters erinnert eine aus dem Stein gehauene und schon arg verwitterte Jakobsmuschel daran, daß auch hier eine wichtige Station des Jakobsweges war.

In den Gassen zwischen Kathedrale und dem Fließchen Nive, das an der Place de la Liberté in den Adour mündet, behaglich kleinbürgerliches Ambiente. Kaum zu glauben, daß hinter diesen Renaissancemauern Ende des 17. Jahrhunderts das Bajonett erfunden wurde, mit dem die französische Infanterie ab 1703 in den Krieg geschickt wurde. Allerdings hat der berühmte baskische Spazierstock, die Makhila, neben der Lederschleife und den gestanzten Schnitzereien, auch heute noch eine massive Eisenspitze, die ihn im Nahkampf mit Pyrenäenschafen zu einer gefürchteten Waffe macht. Obwohl uns nichts ferner liegt als Nahkampf mit wem auch immer, erwerben wir ein solches hochglanzlackiertes Stöckchen.

Auf der anderen Seite der Nive verändert sich das Straßenbild. Die Häuser sind ärmlich proletarisch. An den Wänden politische Parolen in baskisch und französisch. Hauptsächlich Forderungen nach der Freilassung politischer Gefangener. Wir vermeinen eine Häufung von kleinen Druckereien zu bemerken. Vielleicht sind es aber auch nur Copy-Shops. Unseren Durst löschen wir noch in Bayonne und reisen weiter nach *Biarritz*, in das Bayonne fast unmerklich übergeht. Aus dem Autofenster heraus betrachtet sieht es hier, zumindest in der Straße, durch die wir fahren, genau so aus, wie wir erwartet hatten. Weiß und Gold. Bäderarchitektur der Belle Epoque. Dem Zuckerbäcker abgeschaut. Damit es den Reichen und Schönen, oder was sich dafür hielt und hält, die Badereise versüße. Was wir vom Strand sehen, erinnert eher an den Berliner Wannensee. Die Küstenstraße, wo wir das Auto kurz verlassen, bietet einen berausenden Blick über die Bucht mit der berühmten Holzbrücke, die das Land mit dem Rocher de la Vierge verbindet. Es ist zwar angenehm warm, doch so stürmisch, dass die salzige Gischt meterhoch an der Steinballustrade, hinter der wir stehen, empordonnert und eine feine, neblige Nässe auf uns niedergehen läßt.

Unsere letzte Station an der Küste ist *St. Jean de Luz*. Kleiner Badeort. Einstmals zog man von hier auf Walfischfang. Heute begnügt man sich mit dem Thunfisch in der Biscaya. Der Strand ist schwarz von Algen. Die Fußgängerzone ähnelt der in Büsum. Nur daß hier an Stelle von Prinz-Heinrich-Mützen, *bérets basques* verkauft werden. In der Kirche St-Jean-Baptiste ein ungeheuer vergoldeter, barocker Marienaltar. *Nostre Dame De La Paix* steht in goldenen Lettern auf rotem Grund. Ein deutscher Gartenzwerg, unauffällig zu Füßen der Muttergottes plaziert, würde sich nicht schlecht machen. Im Mittelschiff hängt an einer Kette von der Decke herab das bunt bemalte Modell eines Walfangschiffes. An den beiden Längsseiten drei hölzerne, sehr fragil anmutende Galerien übereinander, den männlichen(!) Kirchenbesuchern vorbehalten. Dann noch das Seitenportal, das sofort nach der Hochzeitszeremonie Maria Theresia, Infantin von Spanien, gegen Ludwig XIV., König von Frankreich, ein für alle mal zugemauert wurde, damit kein profaner Fuß die Schwelle jemals entweihe...

Wir fahren noch ein paar Kilometer auf der Corniche basque, in Richtung spanische Grenze bis zu der Stelle, wo Tucholskys Sehnsucht *Vorn die Ostsee, hinten die Zugspitze...* sich sinngemäß erfüllt, schauen, versuchen Ozean und Pyrenäen gleichzeitig auf ein Foto zu bekommen, wenden schließlich und fahren zurück in die Richtung, aus der wir gekommen sind. Damit haben wir uns vom Ozean für dieses Jahr verabschiedet, und hinter Bayonne finden wir auf die N 117 in Richtung Pau. Die Departementsstrasse, die am Adour entlang in die gleiche Richtung führen soll, finden wir leider nicht, bleiben also auf der N 117. Die führt uns, nicht sehr stark befahren, durch Landstriche, in denen man schmucke und nicht allzu arme Bauernhöfe mehr ahnen als sehen kann.

Ein kleines Bistro am Straßenrand. Familienbetrieb. Kleinkinder werden über die Theke hin und her gereicht und geherzt. Mamas und Tanten von rustikalem Charme. Die wackligen Plastiktische sind mit Papiertischdecken eingedeckt, so als fände hier jeden Tag, außer heute, das große Fressen statt. Die Patronne mit einem gar nicht unschönen Entenarsch, der sehr charmant zwischen den angestaubten Tischen und der wohl fettigen Küche hin und wider wackelt, versorgt uns zwischendurch souverän mit Grand-Crème und Panaché.

Wir fahren jetzt bereits durch den *Béarn*. Es geht immer sanft bergauf. Kurz vor unserem heutigen Ziel halten wir am Straßenrand, um das Panorama zu genießen. Dunkelgrüne Wälder, zartgrüne Wiesen, ein paar Gehöfte, am Horizont von schwarz über dunkel- bis hellgrau, von Nebelfetzen umweht, die Pyrenäen. Nach ein paar Kilometern erreichen wir Morlanne, wo wir von unseren Freunden herzlich begrüßt werden.

Impressionen aus
Lourdes:

Die Freunde hatten uns bereits gewarnt: *In Lourdes regnet es immer*. 500 Meter vor Lourdes beginnt es zu nieseln.

Im Parkhaus kostet einmal Pinkeln 2 FF.

Was die Cote d'Azur für die Reichen und Schönen, das ist Lourdes für die Armen und Häßlichen.

Die Heilserwartung, geschürt vom Pfarrer zu Hause, hier wird sie zum Warten auf den Beginn der Zeremonien, Prozessionen etc.

Geldgier, Kitsch und Kommerz sind allgegenwärtig, auch der Humus, aus dem all dies erwächst: menschliches Leid und Elend, Dummheit und Unwissenheit, Glauben und Aberglauben, Verzweiflung und Hoffnung, Macht und Ohnmacht. Der Humus stinkt.

Eine deutsche Nonne zahlt mit leuchtenden Augen in einem an Woolworth erinnernden Ramschladen für billigste Plastikdevotionalien mit einem Fünzigmarkschein. Die coole Verkäuferin zählt ihr routiniert das französische Wechselgeld in die zitternde Hand.

Vor dem Laden mehrere Ständer mit Regenkutten für umgerechnet vier Mark. Eine Woche später ärgern wir uns, dass wir keine gekauft haben.

Dafür kaufen wir eine durchsichtige Plastikflasche, die die Form der Heiligen Jungfrau hat. Wenn man die blaue Krone abschraubt, kann man durch die Öffnung das *heilkräftige* Wasser einfüllen, das aus einer Felswand in der Nähe der Grotte kommt. Die dort aufgereihten männlichen Pilger sehen von hinten aus, als ob sie eher mit dem Gegenteil von Wassereinfüllen beschäftigt sind.

Ein paar Meter weiter sehen wir einen Mann in blauer Regenkutte, der mit einem Messerchen Münzen aus den Felsspalten kratzt.

Ab vierzehn Uhr füllt sich langsam der große Platz vor der Basilika. Das lieblos hingeroztzte Gebäude ist von zernerregender Häßlichkeit. Es beginnt die nicht endenwollende Prozession der blau verhangenen Rollstühle. Das Elend aus faulendem, spastisch zuckendem oder apatisch vor sich hindämmernden Fleisch ist groß. Das steht, nach Muttersprachen geordnet, in der überdachten Vorhalle der Bäder. Es gilt eine Wartezeit zu überbrücken. Ein religiöser Animateur brüllt irgendwelche Parolen. Die es noch können in ihren Rollstühlen, murmeln zurück. Für einen winzigen Bruchteil ihrer Lebenszeit wird den Kranken hier das Gefühl vermittelt, daß sie im Mittel-

punkt stehen. Was die Wunderheilungen betrifft, so hat sich seit Tucholskys Bericht nichts verändert.

Vorm Eingang zur Grotte hat sich eine lange Schlange gebildet. Wir reihen uns nicht ein, da wir uns als störend empfinden würden. Aus einiger Entfernung beobachten wir, mit welcher archaischer Inbrunst menschliche Hände eine feuchte Felswand streicheln können. Und all das vollzieht sich mit einer ungeheuren Disziplin. Keiner drängelt. Stille, manchmal gierige Verzückung in den Gesichtern.

Aus der Ferne hören wir die Klänge eines Dudelsacks. Sehen auch die steifbeinige Prozession, die aber leider, ehe wir in die Nähe kommen können, über ein Brückchen verschwunden ist.

In der Nähe der Bäder eine überdachte Halle. Dort werden auf schmiedeeisernen Rosten geweihte Kerzen in jeglicher vorstellbaren Größe verbrannt. Auf dem Weg zu dieser Vorhölle begegnen wir Gruppen von Pilgern, die auf zwei, manchmal auch drei Schultern verteilt lange, schwere Kerzen schleppen.

Die harmlosen Tagestouristen ziehen kreuz und quer über den Platz und tragen ein Schildchen *Pilger für einen Tag*. Wir folgen einer Gruppe, bestehend aus fünf Frauen und einem Mann an der Spitze. Der Mann schleppt eine Fahne, darauf ist, gestickt in Goldbrokat, zu lesen: LOURDES-VEREIN KÖLN.

Dies alles unter einem staubfeinen Regen.

Nach einer gewissen Zeit wollen wir nur noch eins: raus hier. Das Dorf hat Einbahnstraßen wie in Frankfurt, für ein paar hundert Meter im Schrittempo brauchen wir eine Viertelstunde. Fünfhundert Meter hinter Lourdes hört es auf zu nieseln.

Auf dem verlassenem, schiefergrau schimmernden Marktplatz von *Bétharram* lassen wir uns auf der Terrasse des einzigen geöffneten Bistros nieder, trinken einen Panaché und freuen uns, dieser Hölle entkommen zu sein. Anstatt uns in den Arm zu kneifen rufen wir aus der Telefonzelle unsere Katze Minka in FFM an und alles ist wieder gut. Später erfahren wir von Rose-Marie und Rainer, dass die Leitung der Schule von Bétharram vor ca. zwei (!) Jahren die Prügelstrafe abschaffen wollte, ein Elternprotest verhinderte dies - auch das ist Frankreich.

Auf kleinsten kurvenreichen Sträßchen fahren wir durch den Béarn. Maisfelder, so weit das Auge reicht. Hier wird in Monokultur das Zeug produziert, das man den armen Gänsen in den Schlund stopft, damit die Gourmets Gänseleber fressen können. Immer wieder atemberaubende Ausblicke aufs Pyrenäenmassiv. Im beginnenden Berufsverkehr schleichen wir uns um Pau herum und landen am späten Nachmittag wieder in *Morlanne*. Der Ort war im Mittelalter ein von hölzernen Palisaden umgebenes Wehrdorf mit einer robusten Kirche, in der notfalls die ganze Bevölkerung Platz fand. Heute ist es ein fast reines Schlafdorf. Nur noch etwa 10 Prozent der Bewohner betreiben aktiv Landwirtschaft. Fast ausschließlich Maisanbau. Der Rest pendelt zur Arbeit nach Pau. Und am Sonntag wird gejagt. Rainer erzählt mit grimmiger Miene, wie die tapferen Waidmänner auf der Wiese unterhalb der Terrasse aus einem Dutzend Flinten ein einsames Reh zusammenballern... Wir wohnen am Rand des Dorfes im *Manoir d'Argelès*, einem wunderschön renovierten Herrenhaus aus dem 17. Jahrhundert mit freundlichen

blauen Fensterläden. Neben einem Gartenpavillon ein alter Döschewo. Eine kiesbestreute riesige Terrasse blickt über das sanft gewellte Hügelland des Béarn auf die Pyrenäen, deren weiß leuchtende Gipfel um diese Jahreszeit immer wieder hinter Wolken verschwinden. Ein Swimmingpool erinnert ans 20. Jahrhundert. Schon mancher verspätete Jakobspilger, der Wanderweg führt direkt am Haus vorbei, hat hier in freundlichen Gästezimmern sein müdes Haupt zur Ruhe gebettet und im rustikalen Speisezimmer die deftige Küche *des Sud-Ouest*, vom Hausherrn eigenhändig zelebriert, genossen. Zum Verweilen schön!

© Klaus Bölling, Frankfurt am Main, 2003